

Was ist deutsch? Eine nicht nur deutsche Frage

Die Frage nach der eigenen Identität hat sich kaum eine andere Nation so oft gestellt wie die deutsche. Das Problem „Was ist deutsch?“ ist von Wagner und Nietzsche über Sombart und Thomas Mann, Adorno und Gehlen bis heute in zahllosen Traktaten erörtert worden. Erich (von) Kahler, der jüdische Emigrant und enge Freund Thomas Manns, hat in seinem Buch *Der deutsche Charakter in der Geschichte Europas* (Zürich 1937) resümiert: „Die Deutschen sind das problematische Volk schlechthin, sie haben sich bis heute nicht zustandegebracht.“

Nie haben die Deutschen ein gesichertes Identitätsgefühl entwickelt, keine Nation hat so unermüdlich sich und den anderen Nationen Rechenschaft darüber abzulegen gesucht, was sie nun eigentlich sei, und die führenden Geister keines anderen Volks haben so harsche Kritik – bis hin zur Selbstverleugnung, Selbstpreisgabe, ja zum Selbsthaß – an der eigenen Nation geübt. Die Erfahrung andererseits, aufgrund der Zersplitterung Deutschlands, seiner fehlenden staatlichen Einheit so oft der Spielball und das Beuteobjekt der umgebenden Mächte gewesen zu sein, sowie das daraus erwachsende nationale Insuffizienzgefühl sind immer wieder – gerade in den Momenten der tiefsten Erniedrigung, wie etwa nach der Niederlage Preußens gegen Napoleon oder dem Zusammenbruch der ‚Siegernation‘ im Ersten Weltkrieg - umgeschlagen in einen Superioritätsrausch, der die Traditionen und Tugenden deutscher Weltbürgerlichkeit – die für die deutsche Geisteswelt des 18. und frühen 19. Jahrhunderts so prägend waren – immer wieder über Bord warf.

Wie immer, wenn man sich seiner Sache nicht sicher ist, wird Unsicherheit gern kompensiert durch Übertreibung, durch Überbetonung dessen, was einem gerade mangelt. „Wo ein sicheres, selbstverständliches Nationalgefühl fehlt, gerade da gibt es immer einen krampfhaft aufgepulverten blinden Patriotismus“, bemerkt Erich Kahler im Vergleich des deutschen Nationalgefühls mit dem der europäischen Nachbarstaaten.

„Dem Patrioten ist es sehr geläufig, den Namen seines Volkes mit unbedingter Verehrung anzuführen; je mächtiger ein Volk ist, desto weniger scheint es jedoch darauf zu geben, seinen Namen mit dieser Ehrfurcht sich selbst zu nennen.“ So schreibt Richard Wagner in seinen Notizen zur Frage *Was ist deutsch?* aus dem Jahre 1865, also sechs Jahre vor Gründung des Deutschen Reichs, die er erst 1878 im ersten Jahrgang der „Bayreuther Blätter“ veröffentlicht hat; und er fährt fort: „Es kommt im öffentlichen Leben England’s und Frankreich’s bei Weitem seltener vor, daß man von ‚englischen’ und ‚französischen Tugenden’ spreche; wogegen die Deutschen sich fortwährend auf ‚deutsche Tiefe’, ‚deutschen Ernst’, ‚deutsche Treue’ u. dergl. m. zu berufen pflegen. Leider ist es in sehr vielen Fällen offenbar geworden, daß diese Berufung nicht vollständig begründet war [...]“.

Tatsächlich: schlägt man im zweiten Band von Grimms *Deutschem Wörterbuch* das Lemma „Deutsch“ auf, so folgen gleich auf die Belege für seinen „eigentlichen Sinn“ die mit ihm verbundenen Wertbegriffe: „deutsch bezeichnet das edle und treffliche“; so ist „ein deutscher Mann [...] ein tüchtiger, redlicher, tapferer. deutsche treue soll nie gebrochen werden. ein deutsches Gemüt ist ein tiefes, wahrhaftes.“ Und „deutsch reden“ heißt „offen, deutlich, derb, rücksichtslos sprechen, kein Blatt vor den Mund nehmen“. Schon in Adelungs *Grammatisch-kritischem Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart* waren unter dem Lemma

„Deutsch“ die Merkmale zu lesen: „Redlich, rechtschaffen, unverstellt“ – eben „nach Art der alten Deutschen“.

Ganz ähnlich wie Richard Wagner hatte sich sieben Jahre vor ihm der (mit ihm in persönlicher Verbindung stehende) liberale Publizist und Politiker Julius Fröbel über den inflationären Gebrauch der Identifikationsvokabel „deutsch“ geäußert: „Welches Volk hat wie das deutsche das Beiwort immer im Munde, welches seinen eigenen Charakter bezeichnet? ‚Deutsche Kraft‘, ‚deutsche Treue‘, ‚deutsche Liebe‘, ‚deutscher Ernst‘, ‚deutscher Gesang‘, ‚deutscher Wein‘, ‚deutsche Tiefe‘, ‚deutsche Gründlichkeit‘, ‚deutscher Fleiß‘, ‚deutsche Frauen‘, ‚deutsche Jungfrauen‘, ‚deutsche Männer‘ – welches Volk braucht solche Bezeichnungen außer das deutsche? [...] Der Deutsche verlangt von sich ganz extra, daß er deutsch sein soll, als ob ihm freistünde, aus der Haut zu fahren [...]. Der deutsche Geist steht gewissermaßen immer vor dem Spiegel und betrachtet sich selbst, und hat er sich hundertmal besehen und von seinen Vollkommenheiten überzeugt, so treibt ihn ein geheimer Zweifel, in welchem das innerste Geheimnis der Eitelkeit beruht, abermals davor. – Was ist dies alles anders als die Selbstquälerei eines Hypochonders, dem es an Bewegung fehlt, und dem nur durch Bewegung zu helfen ist?“

Anders als Fröbel will Wagner jene vermeintlich deutschen Eigenschaften freilich nicht als „gänzlich nur eingebildete Qualitäten“ abwerten, „wenn auch Misbrauch mit der Berufung auf dieselben getrieben wird“. Deshalb möchte er „die Bedeutung dieser Eigenthümlichkeit der Deutschen auf geschichtlichem Wege“ untersuchen. Das ist zweifellos der richtige Weg, und ganz zutreffend stützt Wagner sich auf die Etymologie des Wortes „deutsch“ nach dem seinerzeit aktuellen Forschungsstand. Jakob Grimm habe nachgewiesen,

„daß ‚diutisk‘ oder ‚deutsch‘ nichts anderes bezeichnet als das, was uns, den in uns verständlicher Sprache Redenden, heimisch ist“ und sei demgemäß schon früh dem ‚Welschen‘ entgegengesetzt worden, „worunter die germanischen Stämme das den galisch-keltischen Stämmen Eigene begriffen“.

Das Wort „deutsch“, wie es sich aus dem germanischen Wort „thioda“ (Volk) und dem Adjektiv „thiodisk, diutschiu“ herausgebildet hat, ist also, wie bereits Wagner bekannt war, ein Sprachbegriff, die Bezeichnung für die Sprache der germanischen Stämme Mitteleuropas – im Gegensatz zu derjenigen der angrenzenden romanischen Bevölkerung und zumal zum Latein. Schon seit Karl dem Großen grenzte man die „theodisca lingua“, d.h. die zum Volk gehörige, die im Gebiet des späteren Deutschlands gesprochene Volks-Sprache vom Lateinischen ab. Das Land, in dem diese gemeinsame deutsche Sprache gesprochen wurde, den deutschen Sprachraum in Mitteleuropa, nannte man dann zunächst pluralisch „diutschiu lant“ und seit dem 15. Jahrhundert allmählich „Deutschland“. Darauf bezieht sich schon Wagner in seinem Essay *Was ist deutsch?* Er greift auf die zumal von Fichte in seinen *Reden an die deutsche Nation* entwickelte Theorie zurück, der Name Deutschland sei der „Kollektivname“ für die diesseits des Rheins angesiedelten Stämme, die – anders als die auswandernden Stämme der Goten, Vandalen, Langobarden usw. – an ihren „Ursitzen“ bleibend, ihre „Urmuttersprache“ fortredeten, während die sich in fremden Ländern niederlassenden germanischen Stämme ihre Muttersprache aufgaben.

Die Deutschen waren seit dem Ende des 11. Jahrhunderts eine durch Sprache definierte, noch nicht politisch bestimmte ‚Nation‘. Das Wort Nation ist vom lateinischen natio = Abstammung Geburt abgeleitet und bezieht sich im Mittelalter auf die gemeinsame Herkunft und Sprache, die

durch sie gebildete Gemeinschaft, also noch nicht auf die souveräne politische Gemeinschaft im Sinne des 18. Jahrhunderts und der Französischen Revolution. Wenn es in Goethes und Schillers *Xenien* von den Deutschen heißt: „Zur *Nation* euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutsche, vergebens“, so ist der moderne Begriff der Staatsnation gemeint, welche die Deutschen eben nicht bilden. Im alteuropäischen Sinne aber sind sie – als Sprachgemeinschaft – längst Nation gewesen. Der dem Sprachgebrauch der Konzilsära des 15. Jahrhunderts entstammende Begriff ‚deutsche Nation‘ basiert von Anfang an auf der Synonymie von ‚lingua‘ und ‚natio‘. In diesem Sinne ist auch der Begriff „Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation“ zu verstehen: er bezeichnet das von der deutschen ‚Zunge‘ getragene Römerreich. Der Begriff ‚Zunge‘ wurde erst seit dem 15. Jahrhundert vom Fremdwort ‚nation‘ verdrängt, ohne daß dabei die von dem volkssprachlichen Wort intendierte Bedeutung verloren ging.

Im Gegensatz zu den meisten anderen nationalen Sprachadjektiven – wie ‚englisch‘, ‚französisch‘ oder ‚italienisch‘, die sich zunächst auf die Stämme der Angeln, Franken und Italer bezogen und erst später auf die von diesen Stämmen gesprochene Sprachen – ist ‚deutsch‘ also ursprünglich keine Bezeichnung für Stamm oder Volk als ethnische beziehungsweise für Nation, Land oder Staat als politische Gebilde, sondern - genau umgekehrt zur Genese der erwähnten anderen Nationaladjektive - eine Sprachbezeichnung. Das ist bereits Wagner sehr wichtig gewesen, und er verweist auf die etymologische Verwandtschaft von ‚deutsch‘ und ‚deuten‘, d.h. ursprünglich: ‚volksverständlich machen‘: „Das Wort ‚deutsch‘“, so schreibt er, „findet sich in dem Zeitwort ‚deuten‘ wieder: ‚deutsch‘ ist demnach, was uns *deutlich* ist, somit das Vertraute, uns Gewohnte, von den Vätern Ererbte [...]“. Also:

die Deutschen sind – wie diese Selbstbezeichnung zum Ausdruck bringt - zuallererst eine Sprachgemeinschaft. Bemerkenswerterweise ist jene Bezeichnung von den Nachbarvölkern durchaus nicht immer übernommen worden. Die Engländer oder Griechen nannten und nennen die Deutschen Germanen, die Franzosen oder Spanier aber nach einem einzigen Stamm Alemannen.

Wagner argumentiert nun, daß das ursprünglich unpolitische Wort ‚deutsch‘ umgekehrt proportional zu den tatsächlichen politischen Verhältnissen in Deutschland – dem Zerfall und Ende des „römischen Reichs deutscher Nation“ – politisch immer mehr aufgebläht wurde. Was in der *Realität* fehlte, wurde gewissermaßen – aus der „uns verbliebenen glorreichen Erinnerung“ an jenes Deutsche Reich - in das *Wort* projiziert. „Kein großes Kulturvolk ist in die Lage gekommen, sich einen phantastischen Ruhm auszubauen, wie die Deutschen“ mit dem emphatischen Wertbegriff ‚deutsch‘ – einem „phantastischen Aufbau aus der Vergangenheit“. Und Wagner fährt fort: „Eigenthümlicher Weise tritt uns aus geschichtlicher Erinnerung die Herrlichkeit des deutschen Namens gerade aus derjenigen Periode entgegen, welche dem deutschen Wesen verderblich war, nämlich der Periode der Macht der Deutschen über außerdeutsche Völker.“ Im „römischen Reich deutscher Nation“ sei das Deutsche dem Römischen eigentlich immer subordiniert gewesen. In dem Moment aber, da die Deutschen aus ihrer Subordination heraustraten und Macht über außerdeutsche Völker erlangten, schlug die Unterordnung um in Unterdrückung. „Der eigentlich Deutsche, weil er sich im Auslande nicht wohl fühlte, drückte [...] als stets Fremder auf das ausländische Volk, und auffallender Weise erlebten wir es bis auf den heutigen Tag [„nämlich 1865“], daß die Deutschen in Italien und in den

slavischen Ländern als Bedrücker und Fremde verhaßt sind“ – während sie da, wo sie – wie im Elsaß - unterlegen sind, sich zu *ducken* pflegen.

Man mag hier schon an Churchills berühmte Äußerung denken, man habe die Deutschen entweder an seiner Gurgel oder zu seinen Füßen, oder an die Bemerkung der britischen Ministerpräsidentin Margaret Thatcher – vor der ‚drohenden‘ Wiedervereinigung 1990 -, Deutschland habe „stets auf unberechenbare Weise zwischen Aggression und Selbstzweifeln geschwankt“ und sei deshalb seit seiner Vereinigung 1871 ein destabilisierender Faktor in der europäischen Politik gewesen (weshalb sie sich – wie der französische Ministerpräsident Mitterand – gegen ein vereintes Deutschland sträubte, von dem zu befürchten war, daß es die europäische Ordnung nach langer Teilung ebenso durcheinanderbringen würde wie das wilhelminische Reich).

War ‚deutsch‘, so Wagners Argumentation, ursprünglich ein unpolitischer Begriff, wurde er also erst nachträglich nostalgisch politisiert, als es mit der politischen Macht Deutschlands bergab ging, so entfaltete er abseits der Politik Bedeutungsvarianten, mit denen er gewissermaßen wieder zu seinem ursprünglichen Sinn zurückkehrt. „Mit dem Verfall der äußeren politischen Macht, d.h. mit der aufgegebenen Bedeutsamkeit des römischen Kaiserthumes, worin wir gegenwärtig [nach Wagners Überzeugung eben durchaus zu Unrecht] den Untergang der deutschen Herrlichkeit beklagen, beginnt dagegen erst die rechte Entwicklung des deutschen Wesens.“ Und Wagner verweist auf das merkwürdige Faktum, daß die deutsche Kultur erst in dem Moment zu Weltbedeutung gelangte, da nach den Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges die „deutsche Nation“ fast gänzlich erloschen war. „Deutsche Dichtkunst, deutsche Musik, deutsche Philosophie sind heut zu Tage hochgeachtet von allen Völkern der Welt“ – doch der Deutsche will sich mit dieser

Weltbedeutung des „deutschen Geistes“ nicht zufriedengeben: „in der Sehnsucht nach ‚deutscher Herrlichkeit‘ kann sich der Deutsche aber gewöhnlich noch nichts anderes träumen als etwas der Wiederherstellung des römischen Reiches Ähnliches, wobei selbst dem gutmüthigsten Deutschen ein unverkennbares Herrschergelüst und Verlangen nach Obergewalt über andere Völker ankommt. Er vergißt, wie nachtheilig der römische Staatsgedanke bereits auf das Gedeihen der deutschen Völker gewirkt hatte.“ Wagner vertritt also eine dezidiert unpolitische Idee des ‚Deutschen‘. Und zu ihr gehört dessen Herrschaftsfreiheit und Übernationalität – und zudem die Fähigkeit, fremde Kulturen mit der eigenen zu amalgamieren. Das gelte gerade im Hinblick auf die Musik – deren Weltgeltung eben aus der Aneignung und Verschmelzung von Formelementen anderer nationaler Musikkulturen, in erster Linie der italienischen und französischen resultiere. Der „deutsche Geist“ habe sich sowohl die Antike anverwandelt als auch (seit der Reformation) die christliche Religion im Geiste des „Reinmenschlichen“ wiederbelebt; seine größte Leistung aber ist für Wagner, daß er die Selbstgesetzlichkeit des „Schönen und Edlen“ zum höchsten Prinzip erhoben habe, die (von Kant zum erstenmal klar definierte) Zweckfreiheit der Kunst.

Hier findet sich bereits der Gedanke, den Wagner in seinem Aufsatz *Deutsche Kunst und Deutsche Politik* (1867/68) auf eine seiner meistzitierten Formeln gebracht hat: „*Deutsch* sei [...]: die Sache die man treibt, um ihrer selbst und der Freude an ihr willen treiben“ – in Opposition gegen alles „Nützlichkeitswesen“, das von ihm als „undeutsch“ bezeichnet wird. Die „Tugend des Deutschen“, eine Sache um ihrer selbst willen zu treiben, falle aber mit dem „höchsten Prinzip der Ästhetik seit Kant zusammen, nach welchem nur das Zwecklose schön ist [...].“

Theodor W. Adorno hat in seiner ‚Antwort‘ *Auf die Frage: Was ist deutsch* bei aller Kritik an Wagners Formel – als der Ausgeburt eines „kollektiven Narzißmus“ mit „imperialistischem Oberton“ – doch ihren Wahrheitskern verteidigt: daß anders als in den „kapitalistisch fortgeschritteneren Ländern“ in Deutschland die „geistige Produktion“ in höherem Maße „als ein An sich, nicht nur als ein Für anderes und Für andere sein, nicht als Tauschobjekt“ angesehen wurde, „daß ohne jenes ‚um seiner selbst willen‘ zumindest die große deutsche Philosophie und die große deutsche Musik nicht hätten sein können“. Und trotz aller Kehr- und Schattenseiten, die das Wagnersche ‚um seiner selbst willen‘ des Geistigen in der deutschen Geschichte geworfen habe, bekennt Adorno, seine Rückkehr aus dem Exil nach Deutschland sei die ‚Heimkehr‘ der Idee gewesen, eine Sache um ihrer selbst willen zu tun, jener Idee, die Wagner, wie problematisch auch immer, mit dem Deutschen identifiziert hat.

Wagners Idee des Deutschen rekuriert auf die Vorstellung einer deutschen Kulturnation, wie sie sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts herausgebildet hat und in der die alte sprachgebundene Idee der Nation fortwirkt. Die Unterscheidung von Kultur- und Staatsnation geht vor allem auf die Definitionen von Friedrich Meinecke zurück, der in seinem Buch *Weltbürgertum und Nationalstaat* den Begriff ‚Kulturnation‘ auf Vorstellungen bezogen hat, „die vorzugsweise auf einem [...] gemeinsam erlebten Kulturbesitz beruhen“, und Staatsnation auf solche, „die vorzugsweise auf der vereinigenden Kraft einer gemeinsamen politischen Geschichte und Verfassung beruhen“. Seit dem 18. Jahrhundert sei der Begriff der Nation sowohl als Ausdruck der Stammes- und Spracheinheit („Kulturgemeinschaft“) verwendet als auch für die Gesamtheit der Reichsangehörigen („Staatengemeinschaft“).

Die berühmteste Formulierung hat die Idee der Kulturnation in den Distichen „Das deutsche Reich“ und „Deutscher Nationalcharakter“ aus den *Xenien* von Goethe und Schiller gefunden: „Deutschland? Aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden. / Wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf.“ Und: „Zur *Nation* euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutsche, vergebens. / Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen auch aus.“ Intellektuelles und politisches Deutschland decken sich diesen *Xenien* zufolge nicht nur nicht, sie klaffen vielmehr regelrecht auseinander; ‚Nation‘ im politischen Sinne können die Deutschen nicht sein, dafür haben sie eine allgemein-menschliche Mission. Diese Idee des Deutschen – nicht im Sinne einer klar abgegrenzten Nationalität, sondern einer metanationalen, kosmopolitischen, reinmenschlichen Substanz – wird später Ludwig Börne in die Worte fassen: „Der Brite ist nur Brite, der Spanier nur Spanier, der Franzose nur Franzose; Mensch ist der Deutsche allein.“ Exemplarisch ist, daß Börne als Jude sich zu dieser Überzeugung bekennt; er wie das jüdische Bildungsbürgertum des 19. und frühen 20. Jahrhunderts glaubten aufgrund dieser – reine ‚Nationalität‘ transzendierenden - Identität von Deutsch- und Menschsein im Vollsinn Deutsche sein zu können. Der Glaube an diese Identität erklärt zu einem Gutteil die emphatische Identifizierung des deutschen Judentums im 19. und frühen 20. Jahrhundert mit der deutschen Kultur. Das Judentum verkörpert für Thomas Mann – wie schon für Nietzsche – das „allem höheren geschichtlichen Deutschtum“ unauflöslich verbundene „humane und universalistische Element“. Ohne dieses Element wäre „Deutschtum nicht Deutschtum“, sondern „weltunbrauchbare Bärenhäuterei“. In seinem Traktat *Deutschtum und Judentum* (1915) hat der Neukantianer und bedeutende Vertreter der Wissenschaft des Judentums: Hermann Cohen gar die These aufgestellt,

für die Juden in aller Welt sei Deutschland das „Mutterland seiner Seele“. Die „innere Gemeinschaft zwischen Deutschtum und Judentum“ rührt nach Cohen eben von ihrer gemeinsamen universalistischen Ausrichtung her. Ganz ähnlich argumentiert Nachum Goldmann, der spätere Präsident des Jüdischen Weltkongresses, in seiner Broschüre *Von der weltkulturellen Bedeutung und Aufgabe des Judentums* (1916). Im Gegensatz zu allen anderen Nationalgedanken sei der deutsche von einer übernationalen „Menschheitsidee“ bestimmt, dem Erbe der „humanistisch-kosmopolitischen Kultur“ des 18. Jahrhunderts. „Alle anderen Nationalideen Europas fassen die Nation als Endzweck, als ‚Ding an sich‘ auf“ – während die deutsche Nationalidee mit der Menschheitsidee zusammenfällt. „Nur im Nationalgedanken des prophetischen Judentums finde ich die Parallele zu dieser ethisch-menschheitlichen Konzeption der deutschen Nationalidee.“ Später wird Erich von Kahler in seinem Buch *Israel unter den Völkern* (1936) vor dem Hintergrund des Dritten Reichs noch einmal in diesem Sinne resümieren: zwischen Judentum und Deutschtum sei „ein so brennendes Zueinanderstreben, ein so tiefes Sich-begegnen möglich wie niemals im Verhältnis der Juden zu den anderen Nationen.“ Anders als etwa zu den romanischen Völkern verhielten sich die Juden zu den Deutschen wie „Liebende“. „Und auch solcher Haß wie zwischen Deutschen und Juden ist nur möglich bei Wesen, die einander aufs tiefste lieben können.“ Freilich, diese Liebe war nur in seltenen geschichtlichen Glücksmomenten und Ausnahmeerscheinungen eine wechselseitige, in der Regel waren es doch die Juden, welche die Deutschen liebten, ohne Gegenliebe zu empfangen, und Auschwitz hat die sehr einseitige jüdisch-deutsche ‚Liebesgeschichte‘ schließlich grauenvoll desillusioniert und beendet.

Das ‚Deutsche‘ ist, wie wir gesehen haben, lange eine transpolitische, rein-geistige, humanistisch-weltbürgerliche Idee gewesen. In ihr gründet auch die Idee der ‚Weltliteratur‘, die Goethe sich in seinen letzten Lebensjahren zueigen gemacht hat. "National-Literatur will jetzt nicht viel sagen, die Epoche der Welt-Literatur ist an der Zeit, und jeder muß jetzt dazu wirken, diese Epoche zu beschleunigen." So Goethe zu Eckermann in einem Gespräch am 31. Januar 1827. Deutschland könne und müsse hier der Vorreiter sein, denn der Deutsche habe zwar „keine Nationalbildung“, aber dafür „Weltbildung“. In diesem Punkt stimmt er durchaus mit den Frühromantikern (vor der nationalen Wende der Romantik im Zuge der napoleonischen Fremdherrschaft) überein, die durch ihre reiche Übersetzungstätigkeit ‚Weltliteratur‘ wirklich praktizierten. Noch 1825 schreibt August Wilhelm Schlegel in seinem Aufsatz *Abriß von den europäischen Verhältnissen der deutschen Literatur* – in denkbar größtem Kontrast zu der Nationalisierung der Spätromantik: „Wir sind, darf ich wohl behaupten, die Kosmopoliten der Europäischen Cultur.“ Friedrich Meinecke meint dazu, diese „Überzeugung vom Universalberuf der deutschen Nation und daß sie die eigentliche Menschheitsnation sei“, teile die Frühromantik mit der Weimarer Klassik, zumal mit Humboldt und Schiller. Die moderne Nationalidee entwickelte sich in Deutschland Ende des 18. Jahrhunderts, so zeigt sich hier, in engem Zusammenhang mit kosmopolitischen Vorstellungen. Nation wurde in erster Linie als kulturelles, nicht als politisches Phänomen aufgefaßt.

Die spezifische "Bestimmung des Deutschen" sei es, bemerkt Goethe am 14. Juni 1820 in einem Brief an Johann Lambert Bächler, „sich zum Repräsentanten der sämtlichen Weltbürger zu erheben“, eben weil die zu keiner nationalstaatlichen Einheit zusammengewachsen sind. Das

richtet sich indirekt gegen den seit dem Untergang des deutschen Reichs, der schmachvollen Niederlage Preußens 1806 und der napoleonischen Fremdherrschaft - mit ihrer tiefen Verstörung des Selbstbewußtseins der Deutschen - eskalierenden nationalen Chauvinismus. Dieser war Goethes größter Graus – und bestärkte ihn eher in seiner Bewunderung Napoleons, als daß sie ihn darin irritiert hätte. Er war zudem nicht der einzige, der sich lange der Illusion hingab, daß Napoleon Deutschland nicht zerschlagen, sondern Schirmherr seiner neuen Einheit in einem europäisch-kosmopolitischen Rahmen sein wolle.

Deshalb blieb sein Verhältnis zu den Freiheitskriegen „zur Erbitterung aller Patrioten“ von „vollkommener Kälte“, so Thomas Mann in seinem Essay *Deutschland und die Deutschen* (1945) – „nicht nur aus Loyalität gegen seinen Pair, den großen Kaiser, sondern auch weil er das barbarisch-völkische Element in dieser Erhebung widerwärtig empfinden mußte. Die Vereinsamung dieses Großen, der jede Weite und Größe bejahte: das Übernationale, das Weltdeutschtum, die Weltliteratur, in dem patriotisch-, ‚freiheitlich‘ aufgeregten Deutschland seiner Tage ist nicht peinvoll genug nachzuempfinden.“ Es war, so mußte er erfahren, „sein Los, einem Volk anzugehören“, dem die „Freiheitsidee“ immer wieder in „Barbarei“ umschlug, weil sie sich „gegen Europa“ und seine übernationalen Kulturwerte, gegen eine sich abzeichnende Weltzivilisation richtete.

Je mehr Goethe seine Zeitgenossen vor, in und nach den Freiheitskriegen einem antinapoleonischen Nationalismus verfallen und schließlich die Niederlage Napoleons feiern sah, desto entschiedener begab er sich auf die geistige Flucht über die nationale, ja über die Grenze eines vom Krieg zerrissenen, in Nationalismen zu zerfallen drohenden Europa, machte er sich auf zur „Hegire“ (Hedschra) in den Orient, um „im reinen Osten /

Patriarchenluft zu kosten“: der *West-östliche Divan*, der in den Jahren nach dem Sturz Napoleons entstanden ist, stellt Goethes weltliterarische Gegenaktion wider den Frühnationalismus dar. Die Interaktion zwischen den Autoren der verschiedenen Länder, welche den Kerngedanken seiner Konzeption der Weltliteratur bildet, der aber nun durch nationale Separationstendenzen konterkariert wurde, wollte er durch eine virtuelle poetische Korrespondenz mit den geliebten Dichtern des Orients, zumal mit Hafis ersetzen.

Jeglichem Chauvinismus sucht Goethe durch eine kosmopolitische Kulturidee und Ethik entgegenzuwirken. Der "Nationalhaß", bemerkt er am 14. März 1830 Eckermann gegenüber, finde sich "am stärksten und heftigsten" auf den "untersten Stufen der Kultur". Es sei aber zu derjenigen Stufe emporzuschreiten, "wo er ganz verschwindet und wo man gewissermaßen *über* den Nationen steht und man ein Glück oder ein Wehe des Nachbarvolkes empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet. Diese Kulturstufe war meiner Natur gemäß, und ich hatte mich darin lange befestigt, ehe ich mein sechszigstes Jahr erreicht hatte." Seinem Brief an Barthold Georg Niebuhr vom 7. Juni 1817 zufolge hält Goethe es geradezu für eine Selbstaufhebung des Deutschen, wenn er oder es sich auf sich selbst zurückzuziehen, sich von anderen Nationen abzugrenzen sucht. Nietzsches und Thomas Manns einschlägige Ideen sind hier bereits antizipiert. Goethe warnt vor der „Grille“, welche „den Deutschen vernichten will, indem sie ihn auf sich selbst zurückweist“; immer seien ihm gerade diejenigen „höchlich werth“, die „im Ausland sich ein Vaterland begründend, an fremden Vortrefflichkeiten der Zustände, Gegenstände und Sitten“ sich auferbauten.

Von den Kritikern des eskalierenden Nationalismus ist im 19. und 20. Jahrhundert immer wieder an den Kosmopolitismus der Goethezeit

erinnert worden, der das eigentliche Wesen des Deutschen ausmache. Dieses ist eben eigentlich ein inklusiver Begriff, der in denkbar größtem Gegensatz zur Exklusivität eines ‚Deutschen‘ steht, das sich im 19. und 20. Jahrhundert mehr und mehr abzusondern neigte und gegen die Nachbarstaaten, zumal wider Frankreich, immer wieder feindlich abgrenzte. „Es gibt ja einen Nationalismus der rodomontierenden Unwissenheit, welcher, das patriotische Panier mit übertrieben nervichten Armen schwingend, vom höheren Deutschtum so viel versteht wie der Ochs vom Lautenspiel“ (so Thomas Mann).

Der schärfste Polemiker gegen das Umschlagen des traditionellen deutschen Kosmopolitismus in militanten Nationalismus ist - vor dem Hintergrund des wilhelminischen Reichs - Nietzsche gewesen. Im Aphorismus 475: „Der europäische Mensch und die Vernichtung der Nationen“ im ersten Teil von *Menschliches, Allzumenschliches* (1878) sieht er in der „Vernichtung der Nationen“ einen unaufhaltsamen Prozeß, an dessen Ende ein neuer metanationaler Menschentypus stehen wird: der „europäische Mensch“. In diesem Prozeß aber vermögen nach Nietzsche die Deutschen aufgrund ihrer weltbürgerlichen Traditionen eine wichtige Rolle als „Dolmetscher und Vermittler der Völker“ zu spielen. Freilich: „Gut deutsch sein heißt sich entdeutschen“. So der Titel des Aphorismus 323 im zweiten Teil von *Menschliches, Allzumenschliches*. „Wenn nämlich ein Volk vorwärts geht und wächst, so sprengt es jedesmal den Gürtel, der ihm bisher sein *nationales* Ansehen gab“. Die Frage „was ist deutsch?“ müsse immer zur Frage „was ist jetzt deutsch?“ erweitert werden.

Die umfassendste Phänomenologie des Deutschen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stammt bezeichnenderweise von einem Außenseiter des deutschen Geisteslebens: von dem 1801 als Sohn eines Justizbeamten

im preußisch verwalteten Warschau geborenen Bogumil Goltz, einem weltbereiten humoristisch-satirischen Sonderling. Es ist kein Zufall, daß die bedeutendsten Beiträge zu einer Phänomenologie des Deutschen immer wieder von Autoren in Randzonen des deutschen Kulturbereichs oder aber später von jüdischen Emigranten wie Erich von Kahler oder Norbert Elias stammen, deren (Leidens-)Erfahrung sie gewissermaßen zu einer Außensicht auf alles Deutsche führen mußte.

Als Goltz' Hauptwerk darf man sein Buch *Zur Geschichte und Charakteristik des deutschen Genius. Eine ethnographische Studie* (1864) bezeichnen. Abseits von der immer mehr dominierenden nationalen oder nationalistischen Sicht auf den ‚deutschen Nationalcharakter‘ insistiert Goltz auf der weltbürgerlichen Tradition des ‚deutschen Genius‘. Thomas Mann hat sich deshalb besonders zu ihm hingezogen gefühlt und ihn in seinen *Betrachtungen eines Unpolitischen* mit Nietzsche und seinem „Protest gegen die *Nationalisierung* Deutschlands“ verglichen. Er zitiert eine lange einschlägige Passage aus seinem Hauptwerk, die wir gleich hören werden.

Goltz konstatiert, der „deutschen Weltbürgerlichkeit und Universalität“ werde immer wieder „Charakterlosigkeit“, „Mangel an Nationalität und Nationalehre“ vorgeworfen. Eine klar umgrenzte Nationaleigentümlichkeit fehlt dem Deutschen also. Er ist, so scheint es, ein ‚Mann ohne Eigenschaften‘. Nun folgt jene Passage, die auch Thomas Mann in den *Betrachtungen eines Unpolitischen* zitiert und teilweise im Druck hervorhebt: „Die deutsche Nation kann keinen Charakter im Sinne der anderen Nationen haben, da sie sich durch die Literatur, durch Vernunftbildung zu einem Weltvolke generalisiert und geläutert hat, in welchem die ganze Menschheit ihre Lehrer und Erzieher anzuerkennen beginnt. [...] Dies ist unser Genius, unsere Nationaleinheit, Nationalehre

und Mission, die wir nicht gegen das Ding oder Phantom austauschen dürfen, was von den Franzosen oder Engländern Nationalität genannt wird. Wir sind und bleiben ein weltbürgerliches, welthistorisches Volk im bevorzugten Sinn [...] in welchem alle anderen Völker und Rassen des Erdbodens ihre Wurzeln und ihre Wipfel haben.“

Im Blick auf die spätere deutsche Geschichte wird einem hier nicht ganz wohl. Die Deutschen als ‚weltbürgerliches Volk‘, das sich über alle nationale Beschränktheit erhebt – das klingt gut. Doch Weltbürgerlichkeit heißt hier eben nicht, daß die Deutschen sich als Gleiche unter Gleichen den anderen Völkern anschmiegen, sondern daß sie diesen überlegen sind, ihnen als geistige Führer vorangehen sollen. Kosmopolitismus schlägt um in Superioritätsdenken. Diese Gefahr lauert von Anfang an im Hintergrund der deutschen Weltbürgerlichkeit – niemand hat das deutlicher erkannt als Thomas Mann, der sich in seinen späten Essays und seinem *Doktor Faustus* fragt, warum den Deutschen immer wieder “all ihr Gutes zum Bösen ausschlägt”, selbst ihr Allerbestes: ihr “ursprünglicher Universalismus und Kosmopolitismus”, von dem aus sie dann doch “den Anspruch auf europäische Hegemonie, ja Weltherrschaft” reklamierten, “wodurch er zu seinem strikten Gegenteil, zum anmaßlichsten und bedrohlichsten Nationalismus und Imperialismus wurde”.

Erlauben Sie mir zum Abschluß einen Blick in die Gegenwart, haben wir doch von Nietzsche erfahren, daß die Frage „Was ist deutsch?“ immer zur Frage „Was ist jetzt deutsch?“ erweitert werden muß. Die Flüchtlingswelle, die über Europa und Deutschland hereingebrochen ist, hat bei vielen Deutschen Identitätsängste ausgelöst, vor allem bei denjenigen in der ehemaligen DDR, die sich nach Jahrzehnten der Tabuisierung, seit der Wiedervereinigung, zum ersten Mal wieder ohne

schlechtes Gewissen zu einer ‚deutschen Identität‘ zu bekennen trauten. Wie aber lassen sich Flüchtlinge einer gänzlich anderen Religion und Kultur in ein Identitätsmodell integrieren, ja verliert die Idee nationaler Identität vor dem sich immer mehr ausdehnenden ‚Migrationshintergrund‘ nicht Sinn und Legitimität?

Deutschland hat aufgrund seiner Geschichte, seiner lange fehlenden Nationalstaatlichkeit seit dem 18. Jahrhundert indessen mehr als andere europäische Nationen die Fähigkeit entwickelt, Fremdes zu amalgamieren, im Anderen das Eigene zu finden, nationale Identität mit Weltbürgerlichkeit zu verschmelzen, wie seine einzigartige – in keinem anderen Land der Erde so reiche - Übersetzungskultur und die großen Kulturvermittlungsleistungen der deutschen Geisteswissenschaften zeigen.

Zudem: Deutschland befindet sich seit der Wiedervereinigung wieder in der – für sein traditionelles Selbstverständnis und Identitätsgefühl so wesentlichen – *Mitte* Europas. Die „Idee der Mitte“, so Thomas Mann in seiner Rede *Lübeck als geistige Lebensform* (1926), sei „eine deutsche Idee“, ja „*die* deutsche Idee, denn ist nicht deutsches Wesen die Mitte, das Mittlere und Vermittelnde und der Deutsche der mittlere Mensch im großen Stil?“ In seinen während des Ersten Weltkriegs geschriebenen *Betrachtungen eines Unpolitischen* hat Thomas Mann die Hoffnung ausgesprochen, daß ein dauerhafter „Friede Europas“ von einem ursprünglich „übernationalen Volk“ wie dem deutschen ausgehen werde, „das die höchsten universalistischen Überlieferungen, die reichste kosmopolitische Begabung [...] sein eigen nennt“. Die folgende Epoche deutscher Geschichte, das Aufkommen des Faschismus sollte Thomas Mann freilich zu seinem Entsetzen vor Augen führen, daß nicht „ein europäisches Deutschland, welches immer das Ziel meiner Wünsche und

Bedürfnisse bildete“, auf der Tagesordnung der Geschichte stand, sondern, wie er in seiner Rede *Goethe und die Demokratie* im Goethe-Jahr 1949 schreibt, ein „deutsches Europa“: diese „Schreckensaspiration des deutschen Nationalismus, die mir von je ein Grauen war, und die mich aus Deutschland vertrieb“.

Mit der Anmaßung eines ‚deutschen Europa‘ ist es glücklicherweise endgültig vorbei. In seinem *Versuch über Schiller* aus seinem Todesjahr 1955 hat Thomas Mann – das ist gewissermaßen sein letztes politisches Wort – geschrieben: die „nationale Idee“ sei durch die jüngste Geschichte zur Barbarei regrediert, entwürdigt, ja abgewirtschaftet: „von ihr aus, jeder fühlt es, ist kein Problem, kein politisches, ökonomisches, geistiges mehr zu lösen“. Das gilt heute mehr denn je. Deutschland scheint in besonderen Maße aufgerufen, seine von Thomas Mann reklamierten universalistisch-kosmopolitischen Überlieferungen der Einheit Europas zugute kommen zu lassen. Deutschland sollte dadurch eine Macht der Mitte sein, daß es Nationalität und Europaidee im Gleichgewicht erhält und seine europäisch-kosmopolitische Moral auf dem Fundament der Gleichheit - ohne die Überlegenheitsgebärde, durch welche ihm nach Thomas Mann sein Bestes so oft zum Schlimmsten ausschlug - gegenüber seinen Nachbarstaaten wie gegenüber der Weltgemeinschaft zur Geltung bringt.